

Brühler Heimatblätter

Mitteilungsblatt des Brühler Heimatbundes zur Pflege heimatlicher Kultur, Geschichte, Natur- und Volkskunde.

Herausgeber: Brühler Heimatbund.

Geschäftsstelle: Brühl, Pingsdorferstraße 94.

Druck: Peter Becher, Buchdruckerei, Brühl.

Einzelpreis 30 Pf

Nr. 1

Januar 1953

10. Jahrgang

Aus dem Bereich des ehemaligen kurkölnischen Amtes Brühl Ein verschwundener Keldenicher Herrensitz

Von Heinrich Schumacher, Brühl.

Eine alte mündliche Überlieferung erzählt, daß sich auf den Weiden des Rittergutes Keldenich, auch Kirch- oder Stappelhof genannt, gegenüber dem kurfürstlichen Zehnthof (Gehöft Paul Klein) ein größeres Anwesen befunden hätte. Maaßen schreibt in seiner Geschichte des Dekanats Hersel unter Keldenich auf S. 147 von einer Burg, ohne jedoch näher darauf einzugehen. Im Anfang des jetzigen Jahrhunderts bestand, wie man es häufig bei verschwundenen festen Plätzen in der Niederung findet, hier ein Wassergrabenviereck von etwa 40 Meter im Geviert. Das sumpfige Gewässer wurde um 1903 durch einen Kanal nach dem Süden des Dorfes in eine Kiesgrube abgeleitet. Bei der Anlage des Kanals kamen Ziegelsteinbrocken und Feldsteine zum Vorschein, die auf ein altes Bauwerk hinwiesen. Der Angelegenheit wurde aber keine Bedeutung beigemessen. Dieser Burgplatz lag auf dem Westufer des alten Rheinbettes, des Urrheines. Sein Burggrabenrest war wohl gleichzeitig die Südspitze der Gewässer des Entenfanges.

Im Kölner Stadtarchiv bewahrt man unter den Urkunden der Karthäuser bei Nr. I eine Verkaufsverhandlung vom 12. April 1288 auf, in der die Äbtissin Beatrix de Martinmont (gest. 27. 9. 1296) des Klosters Notre Dame in Soissons, Departement Aisne, u. a. ihren Hof mit allem Zubehör zu Keldenich, in der Kölner Diözese, an den Kölner Bürger und Ritter Heinrich Scherffin (Scherffin) für 300 Livres verkauft. Die Urkunde ist besiegelt vom Bischof Milo von Soissons (1263—1290) (siehe Gallia Christiana, Bd. IX, S. 370). Nach Abbé Pécheur, Annalen der Diözese von Soissons, ist das Kloster die Abtei der Benediktinerinnen, die gegen 658 von Hausmeier Ebroin, seiner Frau Leutrudis und dem hl. Drausin, Bischof von Soissons, gegründet wurde (Cottineau, Répertoire topo-bibliographique des abbayes et des prieurés, S. 3051).

Mehrere merowingische Äbtissinnen haben hier dem Konvent vorgestanden. In der karolingischen Zeit war Ghisla, die Schwester Karls des Großen, gleichzeitig Äbtissin von Notre Dame und von Chelles an der Marne. Infolge ihrer Gewogenheit gegenüber dieser Äbtissin schenkte Pippin der Kleine, Kaiser Karl der Große und sein Sohn Kaiser Ludwig der Fromme der Abtei Notre Dame von Soissons eine Menge von Mansen (Hufen), Meierhöfen, Dörfern usw. an vielen Orten zwischen Rhein und Loire. Außerdem hat diese Äbtissin Ghisla sehr viele Güter selbst hinzugebracht. Den durch diese Tochter Karls des Großen an die Abtei gebrachten Besitz zählte Kaiser Karl der Kahle 858 während des Landtages in Compiègne auf (Pécheur I, 315).

Die Urkunde Karls des Kahlen nennt die Güter der Abtei Notre Dame. Das Datum der Urkunde bleibt noch zu bestimmen. Don Germain, in seiner Abhandlung „Geschichte der Abtei Unser Lieben Frau von Soissons“, Paris 1675, S. 429, glaubt an das Jahr 855. Wegen Ausstattung der Nonnen usw. steht hier: „Zum Unterhalt der Schwestern sind folgende Landgüter (Dörfer) gestiftet ... im Dorf Caldenich (Keldenich) eine Herrenhufe mit Gebäude und Kirche ...“ (S. 430). Daraus ergibt sich also, daß u. a. schon im Jahre 855 in Keldenich eine Kirche vorhanden war.

Neuerdings ist diese Tatsache erwähnt in dem Werk von G. Tessier, Sammlung der Urkunden Karls des Kahlen, Bd. I, S. 509, Paris 1943; datiert von 847 bis 857. Es heißt darin: „... im Dorfe Caldelai (Keldenich) ein Herrensitz mit Gebäuden und Kirche“ (Pécheur I, S. 427).

In der Bulle Papst Eugens III. vom 25. Mai 1147 steht bei Kloster Unser Lieben Frau von Soissons (Jaffé „Regesta Pontificum“, Nr. 9057): „... im Kölner Gebiete, Chaudelic mit seinen Nebenbesitzungen ...“

Don Germain übersetzt in seiner Geschichte des Klosters S. 30, die Urkunde Karls des Kahlen von 858. Er zählt eine

Menge von Besitzungen auf, u. a.: „... im Dorfe Chaudelic (Keldenich) ein Lehnsgut mit einem Haus und einer Kirche. Die Seiten 204—207 sind bei Don Germain der Äbtissin gewidmet. Beatrix war eine geistig hochstehende Frau. Es heißt in einem Nekrolog aus jener Zeit von ihr: „Eine Tochter von vornehmen Stand und Tugend („une fille de qualité et vertu“). Dort ist ferner gesagt, daß sie die politische Lage richtig erkannte und auf Bitten des Papstes Nikolaus IV. 300 Livres Hilfgelder an die päpstliche Kurie sandte für die Kriegsführung gegen die Sarazenen in Spanien. Ob es sich dabei um den Erlös aus dem verkauften Besitz in Keldenich usw. handelte, ist nicht festzustellen, aber wohl annehmbar. Keldenich wird hierbei nicht erwähnt.“

Der jetzt in Soissons lebende Kirchenhistoriker Abbé Michel Délanhy hat folgende Ansicht auf Grund der ihm sonst bekannten Urkunden und kommt zu nachstehendem Ergebnis: „Ich halte die Besitzung in Keldenich auf Grund ihrer Lage für eine karolingische Stiftung. Die merowingischen Schenkungen für die Klöster erstreckten sich nur der Sambre und der Schelde entlang. Keldenich wird nach meiner Meinung die erste karolingische Stiftung bzw. Schenkung in den Rheinlanden sein, die man noch feststellen kann.“

Eines steht fest, nämlich daß Keldenich schon früh eine Kirche gehabt hat, und man sollte die Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, im Jahre 1955 oder 1958 das 1100jährige Jubiläum zu feiern.

Wann ist jener alte Keldenicher Herrensitz nun verschwunden? Nach dem Kölner Historiker Alfter (Geogr.-hist. Lexicon lit. K. Anm.) besaß Heinrich Scherffin aus Köln noch 1313 einen Hof in Keldenich, von dem Maaßen in der Herseler Dekanatgeschichte sagt, daß er seine Lage nicht bestimmen könne (S. 143 Anm.). Aber das dürfte ein Hof gewesen sein, von dem geringe bauliche Reste heute noch stehen.

Er stand unweit des hier in Frage kommenden alten Herrensitzes. Wahrscheinlich erfüllte sich dessen Schicksal zur Zeit der Fehde der Familie Scherffin mit der Stadt Köln. Ritter Johann Scherffin, Schöffe in Köln, war 1375 an dem Anschlag der Gebrüder von Oeffte gegen die Stadt beteiligt. Er konnte aber, nachdem der Anschlag mißlang, über die Stadtmauer entfliehen und flüchtete nach Kendenich. Seine Gattin war eine Ida von Kendenich. Ohne Gnade und Schonung ging nun der Kölner Rat gegen ihn und seine Güter vor. Damals sind wohl alle Höfe in Feldlage zu Keldenich, woran dessen Gemarkung ausgesprochen reich war, zerstört worden. Die Gebäude des Scherffinhofes bestanden sicher zuerst aus Fachwerk und waren mit Stroh oder Ried gedeckt.

Aus dem Inhalt der angeführten Urkunden kann man weiterhin schließen, daß auch die Kapelle in der Unterdorfstraße nicht das erste Keldenicher Gotteshaus gewesen ist, wie man bisher annehmen mußte.

Ob eine weitere Aufhellung dieser Angelegenheit möglich ist, kann zur Zeit nicht gesagt werden, wenn auch eine Zusage der Nationalbibliothek in Paris vorliegt, den Fall weiterhin zu verfolgen.

Die Keldenicher Orts- und Pfarrgeschichte konnte durch die Auswertung der in französischen Archiven befindlichen Urkunden aus merowingischer und karolingischer Zeit sehr weit zurück bereichert werden. Das weitgehende Entgegenkommen der französischen Historiker und Archivare machte die Zusammenarbeit sehr fruchtbar. Hier zeigt sich ein Weg, die „dunklen“ Jahrhunderte der fränkischen Zeit in manchen von unseren Orts- und Pfarrgeschichten zu erhellen; denn viele Abteien und Klöster in den heute französischen oder belgischen Teilen des ehemaligen Frankenreiches haben damals — z. T. sogar viele — Besitzungen in den Rheinlanden gehabt.

MODEWERKSTÄTTE

Objekt und Stoffgewebe

Schneidermeisterin

Brühl-Kirchweg, Brunnentwässerung 45

Telefon 2407

Der Maler Max Ernst

Von Museumsdirektor Lothar Pretzell, Celle.

Am 2. April 1951 vollendete der deutsche Maler und Graphiker Max Ernst in Arizona (USA) sein 60. Lebensjahr. Wer kennt ihn noch in Deutschland? Gewiß ist er nur einem kleinen Kreis von Kennern ein lebendiger Begriff, und doch ist er derjenige Maler, der wie kaum ein anderer dem modernen deutschen Kunstschaffen in der Welt Gültigkeit verschafft hat. Seine Gemälde hängen in den öffentlichen und privaten Galerien Frankreichs, Amerikas und Englands, in der Schweiz, Belgien und anderen Ländern. In Deutschland aber findet man nur schwer Zeugnisse seines Schaffens. Zwar ist das eine oder andere Bild aus seiner Frühzeit hier bekannt geworden, doch auf die Fülle seines gereiften Werkes kann man nur hier und da aus Veröffentlichungen ausländischer Bücher und Zeitschriften schließen. Diese Lücke füllte die große und umfassende Ausstellung des Sommers 1951 im Brühler Schloß, die den Auftakt zu einer Folge von Ausstellungen in vielen deutschen Städten bildete.

Der Grund für diese Unkenntnis über einen der international führenden deutschen Maler ist vor allem darin zu suchen, daß Max Ernst bereits 1922 nach Paris übersiedelte und auch vorher schon durch Reisen nach Indien, Ägypten und Frankreich der Heimat den Rücken gekehrt hat. Der 1891 in Brühl bei Köln Geborene wandte sich zunächst dem Kunstgeschichts-Studium in Bonn zu, das er jedoch — schaffender Künstler durch und durch — bald an den Nagel hängte. Freundschaft verband ihn früh mit Paul Seehaus, und August Macke. Gemeinsam stellten sie schon 1913 in Bonn in der Buchhandlung Cohen aus. Es war der aufblühende deutsche Expressionismus, der diese Künstler damals ergriff und vereinte. Doch dies war für Max Ernst nur ein flüchtiger Durchgang, bald eilte der Autodidakt der übrigen innerdeutschen Entwicklung weit voraus. Deutschland, wo er in Köln 1919 zusammen mit Hans Arp den Dadaismus in jugendlicher Opposition gegen die ausgetretenen Pfade des damaligen Kunstbetriebes aus der Taufe hob, wo er Mitglied des Berliner „Sturm“ wurde, wo er in Düsseldorf — behütet von der Künstler-Mutter-Ey — die aktivste Kraft des „Jungen Rheinland“ bildete, war ihm zu eng geworden.

Das entscheidende Ereignis wurde die Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft mit Hans Arp, Tristan Tzara, Paul Eluard und André Breton, auf deren Kreise 1924 das erste Manifest des Surrealismus hervorging. Max Ernst wurde Mitbegründer und führender Maler jener Bewegung, die sich seither in der Welt durchgesetzt hat. Paris war in den zwanziger und dreissiger Jahren der künstlerische Mittelpunkt dieser Welt. Nicht nur dort stellte der Künstler von nun an aus, sondern besichtigte von hier aus Kollektiv-Ausstellungen in Brüssel, London, Zürich, Madrid, New York und Berlin. In Deutschland wurde er 1929 von Flechtheim in Berlin und Düsseldorf in einer Sonderschau gezeigt, dann nur noch vereinzelt. Seit 1933 gehörte er zu den von den Nazis Geächteten und sein köstliches Bild „La belle jardinière“ reiste mit der Ausstellung „Entartete Kunst“ als Abschreckung für kleine Geister durch das Reich. Der in Paris heimisch Gewordene entwich 1941 der Gewalt und wanderte nach den

USA aus. In New York fand er André Breton wieder, näherte sich dort zeitweise dem Kreise Guggenheims und seines „Museum of Non Objective Art“, trat in Hans Richters surrealistischem Film „Dreams That Money Can Buy“ der Schablone Hollywoods entgegen, gewann den malerischen Wettbewerb über das Thema „Die Versuchung des Hl. Antonius“ und zog sich schließlich mit seiner jungen Frau, der bekannten surrealistischen Malerin Dorothea Tanning, in die einsame Berglandschaft Arizonas zurück. Das Jahr 1950 sah ihn wieder in Paris, wo eine Ausstellung in der Galerie Drouin dem nun fast 60jährigen die volle Bestätigung seines bisherigen Lebenswerkes brachte.

Der Surrealismus und damit auch das Werk von Max Ernst stehen jenseits der Begriffe abstrakter oder konkreter Kunst. Beide künstlerische Ausdrucksweisen werden hier benutzt, dienen aber nur dazu, in bisher unerforschte Schichten unbewußter menschlicher Empfindung zu loten, Schichten voller triebhafter Dämonie, aber auch voller mythischer Geheimnisse. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich hinter der Darstellung solcher unterbewußter Inhalte auch Willkür in raffiniertem Gewande zu verbergen vermag. Der Stil von Max Ernst dagegen ist gewachsen und gereift seit den Tagen seiner Jugend, als ihn bei der Betrachtung organischer Naturformen und alltäglicher Gegenstände die magische Irrealität alles vordergründigen Daseins überfiel und ihn zu schöpferischer Umsetzung solcher geradezu halluzinatorischer Erlebnisse zwang. Hiermit ging er auf eine Feststellung Leonardos da Vincis zurück, der schon in einen willkürlichen Farbenklecks Tiere, Felsen, Seen, Wälder oder Schlachten hineinzusehen vermochte und hierdurch ganz neuer Aspekte teilhaftig wurde. Ging der Künstler auch konsequent seinen eigenen Weg, so konnte er sich doch auf eine Reihe von Vorläufern berufen, von denen vor allem Bosch, Breughel, Grünewald, H. Rousseau und Chirico zu nennen wären. Das Vorbewußte, Hintergründige und Phantastische verbindet sie mit dem Nachfahren. Umso bemerkenswerter ist es, daß dieser Rheinländer völlig selbständig neben dem Magier Picasso steht, dessen überragendem Einfluß sonst nur noch ganz wenige seiner Zeitgenossen entgangen sind.

Eine überquellende Phantasie, aus dem Bereich unbewußter Elementarerlebnisse gespeist, führt Max Ernst zu spukhaften Mischformen aus menschlichen, tierischen, pflanzlichen und technischen Existenzen, die sich jeder rationalen Erklärung entziehen, doch unwiderstehlich den Beschauer in ihren suggestiven Bann ziehen — Urelemente menschlicher Assoziationen und Gefühle selbst dann spiegelnd, wenn sie im Gewande des Paradoxen erscheinen. Das Inhaltliche gewinnt eine neue überraschende Bedeutung. Aber es wäre nicht gestaltete Kunst, wenn es uns nicht in der Erscheinung überzeugend gelöster malerischer, graphischer, plastischer Form entgegenträte. Form, Farbe und Zeichnung, die ihre Eigentümlichkeit aus dem zündenden Kontrast zwischen klarer, präziser Sachlichkeit und irrealen, seltsam poetischem Ausdruck gewinnen, bilden die fest gefügte Struktur eines unfehlbar sicheren Bildaufbaues.

Max Ernst, der entscheidende Maler des Surrealismus schlechthin, ist nach den Worten des Dichters Joe Bousquet dem Narzissmus entflohen, der alle Menschen und ihre Kunst Jahrhunderte lang gefangen hielt, und gestaltet ein Unternehmen, dessen Sinn das abendländische Denken noch kaum zu verstehen beginnt.

Das bekannte Möbelhaus JEAN PFEIFFER

Große Auswahl in Wohnküchen, Schlaf- und Wohnzimmern,
sowie Polsterwaren und Einzeilmöbel

BRÜHL, UHLSTRASSE 98—100, TEL. 2293



JOSEF KNIPPER

ALKOHOLFREIE GETRÄNKE UND FLASCHENBIER-GROSSHANDLUNG

BRÜHL BEZ. KÖLN, KÖLNSTR. 74

PRIVAT: WILHELMSTR. 16 - TEL. 2771

Zu den Festtagen und zum Jahreswechsel allen Geschäftsfreunden die besten Wünsche.

Aus der Geschichte eines alten Parktores

Von Gewerbeoberlehrer Peter Zilliken, Brühl.

An den Bauten der kurkölnischen Sommerresidenz kam im 18. Jahrhundert in reichem Umfange auch die Schlosserkunst zur Geltung. Außer den prachtvollen Arbeiten am Brühler Schloß und Schloß Falkenlust besitzt u. a. die Klosterkirche noch sehenswerte Schmiedearbeiten aus dieser Zeit. Aber auch an den Nebenbauten im Schloßpark, am Chinesischen Hause und der mit diesem verbundenen Fasanerie sowie am Schneckenhaus, befanden sich bedeutende Kunstschmiedearbeiten. Es ist nicht allzuviel davon auf unsere Zeit gekommen. Vom Chinesischen Hause befindet sich das Gitter einer Freitreppe in der Alten Kurfürsten-Apotheke am Markt. Das große Eisentor vom Ausgang der Fasanerie in Richtung zur Parkmitte kam erst kürzlich wieder in den Besitz der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten.

Die Fasanerie bestand schon zu der Zeit des Kurfürsten Joseph Clemens (1688-1723) und wurde unter Kurfürst Clemens August (1723-1761) an derselben Stelle neu eingerichtet. Damals entstand in den Jahren 1747-53 auch das Chinesische Haus als östlicher Abschluß der Fasanerie. Seinen ehemaligen Standort muß man dort suchen, wo jetzt im Park gegenüber dem Inselweiher die Gartenplastik steht. Es war ein langgestreckter Bau aus einem zweigeschossigen Mittelgebäude und ebensolchen Eckpavillons, die miteinander durch eingeschossige Galerien verbunden waren. An dem Mittelbau führte auf der Schneckenhaus- und auf der Fasanerie-Seite nur je eine Freitreppe in das zweite Geschöß. Das Dach der Galerien diente der Verbindung zwischen Mittelbau und Eckpavillons; auf beiden Seiten waren die Galeriendächer durch Gitter gesichert. Hofschlosser J. G. Sandtner erhielt 1749 für die Freitreppengitter eine Zahlung. Die Fasanerie enthielt u. a. geräumige Volieren für das Ziergeflügel. Sie lag am Ende der großen, heute nicht mehr bestehenden West-Ost-Allee. Die Allee führte zu ihrem Haupteingang und zu dem denselben an einem Gitterzwinger, wie bei der Falkenlusterbrücke, verschließenden Eisentor.

Das Chinesische Haus und die Fasanerie fielen bereits 1822 dem Abbruch anheim. Ein Wohnhaus des Fasanenmeisters, das in der Fasanerie stand, hat man 1826 niedergelegt. Die beim Abbruch anfallenden Materialien wurden am 29. 4. 1822 öffentlich versteigert. Aus einer Abschrift des Versteigerungsprotokolls im Staatsarchiv Düsseldorf ergibt sich, daß die Freitreppe nach der Schneckenhausinsel zu mit ihrem Geländer für 101 Taler an Ludwig Böcking aus Köln, die nach der Fasanerie zu, an den Brühler Kaufmann Zerphos fiel. Zerphos zahlte für Treppe und Geländer 82 Taler. Das Geländer seiner Treppe kam dann in die Alte-Kurfürsten-Apotheke am Markt, wo es heute noch die Haustreppe sichert. Ein Baumeister Franz Leisten aus Köln zahlte für das Geländer der Galerien insgesamt 200 Taler. Das „Fasanerie-Tor in der Ringmauer nach Westen“ erwarb der Brühler Gastwirt Joseph Weisweiler für 101 Taler. Weisweiler verschloß damit die Ausfahrt an seinem Belvederegarten nach der Burgstraße zu. Wahrscheinlich kamen damals auch das kleinere Tor neben dem Haus und das zwischen diesem und dem großen Tor auf der Mauer stehende Gitter mit den

lang ausgeschmiedeten, welligen Spitzen aus der Fasanerie ans Belvedere. In seiner Stadtgeschichte bemerkt Otto Dominick bereits vor 70 Jahren, daß der Schmuck des Tores fehle. Damit meinte er wohl dessen Bekrönung, also den Kämpfer. Im zweiten Weltkrieg kaufte die Stadtverwaltung das inzwischen stark mitgenommene Eisenwerk. Nachdem es im ehemaligen Franziskanerklostergebäude in unmittelbarer Nähe einen unheilvoll wirkenden Luftangriff glücklich überstanden hatte, die Stadtverwaltung angesichts der allgemeinen Katastrophe aber keine Möglichkeit der Restaurierung sah, ging es nach dem Kriege in den Besitz von Herrn Dr. Walter Piners aus der ehemaligen Kurfürstlichen Hofapotheke am Markt über. Derselbe ließ es mit ganz erheblichen Kosten in der Kölner Kunstschlosserei Hecker wiederherstellen. Die Inangriffnahme dieser Arbeit wurde damals, als ein Beweis für das ungebrochene Vertrauen in die deutsche Zukunft, allgemein — auch von hochgestellten Ausländern — bewundert.

Das nicht nur wegen seines bisherigen Schicksales, sondern auch in künstlerischer Hinsicht überaus bemerkenswerte und wertvolle Parktor besitzt eine sehr interessante Komposition. In dem aus Vierkanteisen hergestellten Eisenwerk täuscht an den beiden Seiten ein abgeteilter Rand schmiedeeiserner Pfeiler vor. Die ruhige Aufteilung derselben durch vertikale Stäbe, wird unterbrochen durch C-förmige Schnörkel, von denen auf jeder Seite sich im oberen Teil je zwei mit ihrer Öffnung über und unter einem Ring zusammenfinden, so daß sich eine ovale Rosette bildet. Im unteren Teil des Randes finden sich auf jeder Seite des Tores die C-Schnörkel mit ihrer Rückseite zu einem X-Motiv zusammen. Die obere Abschlußleiste des Tores schwingt sich nach einem Absinken von den Ecken dieses Randes in schön geschweiftem Bogen zu ihrer höchsten Erhebung in der Tormitte hinauf.

Der mittlere Teil des Tores ist in beiden Flügeln erfüllt von einem dynamisch beschwingten, phantasievollen Spiel des Eisenornaments. Zwar zeigt der untere Teil hier noch eine gewisse Ruhe und Beherrschtheit; aber die Anordnung des größeren, oberen Feldes ist doch voll von eigenwilligen Rokokoformen. Das darunter befindliche Feld ist als eine Art Sockel für das obere zusammengestellt. In diesem wächst aus einer Rocaille-Schale (Muschel-Schale), einem Blumenstrauß gleich, das Stabwerk hoch und erfüllt in schön und weich geschwungenen Linienzügen die beiden oberen, inneren Felder des Tores.

Das überaus wirkungsvolle und großzügige Motiv wurde bereits von Louis Fordrin (Foudrain), einem für den französischen Hofarchitekten Robert de Cotte (1656-1735) tätigen und auch künstlerisch begabten Schlosser, gern gebraucht. Die von diesem und Jean Tijou verwendeten Lanzettblätter mit gewellten Rändern fehlen allerdings am Tor ganz. Statt dessen hängt girlanden- oder besser gesagt traubenartig, längliches, zartes Akanthuslaub, in der Manier Sandtners, an dem Strauß wirbelnden Stabwerks in dem oberen Innenteil. Als Motiv finden sich hier auch die Verdoppelungen und scheinbar von einem Punkt ausgehenden und nach diesem zurückkehrenden Linien.

Die beiden Sockel-Felder zeigen zwar ein weiches und elegantes, aber doch maßvolleres Linienspiel. Schräg gestellte Stäbe in der unteren Mitte bilden ein geometrisches Flächen-

Ofenhaus Johannes Wichterich und Sohn

HAUS- UND KÜCHENGERÄTE — — EISENWAREN

Brühl, Uhlstraße 64 und 66 Fernspr. 2273

Ältestes Geschäft am Platze.

Peter Schmitter, Brühl Kölnstr. 15

Kolonialwaren — Weine und Spirituosen
Lacke — Tapeten — Farben

Drogerie Chemikalien - Kräuter

Photo — Hygiene — Krankenpflege —
Parfümerien

muster, das im Brühler Rokoko-Eisenwerk hier zuerst auftaucht, jedoch auch später nicht allzu häufig angewandt wurde. Im reifen Rokoko findet man Muschelflächen damit ausgefüllt. Das geometrische Ornament spielt hier längst nicht mehr die Rolle wie bei dem Chorgitter in der Klosterkirche. Am Fasanerietor taucht bei den Brühler Kunstschmiedearbeiten des 18. Jahrh. auch das Muschelmotiv, wenn man von den Umrahmungen der Medaillons in den Torbekrönungen des Hofgitters am Schloß Falkenlust absieht, zuerst auf. In Frankreich brachten es in der Eisenornamentik zuerst zaghaft die Nachfolger Blondels, die Babin und G. Huquier, dann häufiger und in vollendeter Form von 1740 ab J. V. Fontaine. Ein Zeichen für die ins Spielerische gleitende Technik der Schlosser- und Schmiedekunst im Rokoko ist die Formung des aus Blattkelchen wachsenden, welligen Schosses. An dem Gitterwerk des chinesischen Hauses und der Fasanerie, also auch an diesem Tor, wirft er, im Gegensatz zu früheren Arbeiten, in der Regel eine Schlinge.

An der Gestaltung der Gartenhäuser im Park hatte Schloßbaumeister Michael Leveilly weitgehenden Anteil. Er war stark beeinflusst durch die Formenwelt Francois Cuvillies d. Ä. Beide hatten ihre Studienzeit während der Entstehung des Regence-Stiles in Paris verlebt. Pariser Quellen sind von beiden gekannt und auch noch später durch Freunde und Mittelsmänner genutzt worden.

Die heitere und leichtbeschwingte Ornamentik des Fasanerietores paßte zu dem Ort froher Gartenfeste des kurkölnischen Hofes, wo sich die ganze Unbeschwertheit und Grazie der Kultur des Rokokos offenbarte. Es ist das einzige der zahlreichen Parktore des Brühler Schloßparks aus dem 18. Jahrh., das uns erhalten geblieben ist. Allein der bemerkenswerten und opferbereiten Initiative des Besitzers der Alten Kurfürsten-Apotheke ist es zu danken, daß das schöne Eisentor erhalten blieb und wieder hergestellt wurde. Es dürfte nun in absehbarer Zeit wieder einen Platz im Brühler Schloßpark finden.

Legende und Dichtung um die Marienblume

Zu den eifrigsten Winterblüher unsrer einheimischen Flora zählt das allbekannte Gänseblümchen. In jeder Jahreszeit, also auch in den Wintermonaten, sowie nur ein offener Wiesenfleck von Schnee und Eis verschont bleibt und ihm das Blüten erlaubt, kann man seine Blütenzier auf dem grünen Grunde sehen. Wie der blaue Himmel zur Nachtzeit mit goldenen Sternen übersät ist, so prangt im Frühling die Wiese mit einer Unzahl der kleinen Sonnen der zu den Korbblütlern zählenden beliebten Blume.

Zärtlich nennt die Brühler (und Kölner) Mundart das Gänseblümchen „Mattesöbche“, was sicher soviel wie „Überaus Liebliche“ heißen soll (Mattes = Kraft, Stärke; Söbche = Süßchen = Leevche = Liebchen oder Liebliche).

Das innere Scheibchen ist unvergleichlich schön gelb; die zarten weißen Blättchen der Blüte stehen wie Strahlen an seinem Rande. Die Spitzen der weißen Blütenblättchen aber

sind sanft rosenrot gefärbt. Auch die kleinen Knöspchen sind schön weiß und grün, dabei rund wie Perlen. Daher auch der Name „Perlblümchen“ und „Margaretablümchen“, denn Margareta heißt „die Perle“.

„Gänseblümchen“ heißt die Blume wahrscheinlich, weil in den ersten Frühlingswochen, wenn sonstiges Grünfutter nicht allzu häufig ist, die zarten grünen Blättchen den jungen Gänsen zur ersten Nahrung willkommen sind.

„Angerblümchen“ weist auf ihre Häufigkeit, auf die Tatsache hin, daß man gewiß keinen Anger, keinen Rasenplatz findet, auf dem sie nicht zu sehen ist.

Der Volksmund hat sie auch „Monatsblümchen“ genannt, weil es wohl kaum einen Monat im Jahr gibt, in dem sie nicht blüht. Es sei denn, daß Schnee und starker Frost alles Leben scheinbar erstarren läßt. Die Blume schließt abends ihre Blütenköpfchen, die dabei sich oft neigen.

Gänseblümchen in dem Garten
können kaum die Zeit erwarten,
bis der Winter ist vorbei
und vom Schnee die Wiese frei.
Strecken ihre roten Näschchen
halb erfroren aus dem Gräschen.
Liebe Blümchen, laßt euch sagen,
nachts tut um den Spitzenkragen!

Den Namen „Maßliebchen“ gab man diesem bescheidenen Blümchen, weil es mit einem einfachen, prunklosen Schmuck sich begnügt und doch ein feines, artiges Aussehen hat. Christoph von Schmid bemerkt hierzu: „So sollen auch wir in allem, besonders aber in der Kleidung und im Putz das Maß lieben.“

„Tausendschön“ besagt wohl soviel wie sein botanischer Name: *Bellis perennis*. *Bellis* — eine schöne, recht schöne Blume.

In den Gärten werden viele Spielarten von dieser Pflanze unter dem Namen „Tausendschön“ und „Sammetblümchen“ gezogen, und zwar solche mit reinweißen, rosenroten, dunkelroten, bunten und grünlichen Blüten, manche mit lauter Strahlenblüten und andere mit lauter Röhrenblüten. Man braucht das Gänseblümchen von der Wiese nur in Garten-erde zu pflanzen, dann wird alsbald eine Vermehrung der Strahlenblüten eintreten: es entsteht das „Tausendschönchen“.

Zu Ehren der lieben Gottesmutter aber wird sie „Marienblume“ benannt. Die fromme Sage weiß darüber folgendes zu berichten: Als Maria im Winter an ihres Sohnes Geburtstag künstliche Blumen machen wollte, geriet ihr eine mit goldener Scheibe und weißen Strahlen besonders gut, sie stach sich aber dabei in einen Finger, so daß von ihrem Blute einige Strahlblumen sich rot färbten. Das liebe Jesuskind hatte eine so große Freude an dieser Blume, daß es derselben Leben verlieh. Und nun blüht sie zur Freude der Kinder in der ganzen weiten Welt von einem Schnee zum anderen.

Eine allerliebste Legende, die Fräulein von Juranville in ihrem Buch „Voix des Fleurs“ (Sprache der Blumen) mitteilt, erklärt das Aussehen des Maßliebchens folgendermaßen:

„Die armen Hirten und die reichen drei Könige befanden sich bei der Krippe des neugeborenen Heilandes. Dem lieben Jesuskind schenkten die armen Hirten was sie hatten, nämlich: Feldblumen; die Könige aber umgaben die göttliche

DROGERIE

Heilkräuter

Kinder- und Kranken-
pflege-Artikel
Verbandstoffe
Parfümerien

Heinrich Lauten, Brühl, Uhlfstraße 76

LACKE FARBEN

Weine - Spirituosen

Kolonialwaren

Bürstenwaren

Waschartikel

Laufenberg-Richarz

50 JAHRE

TEXTILWAREN

50 JAHRE

Brühl, Kölnstraße 10

Telefon 2439

Wiege mit Gold, Silber und Edelsteinen. Bei diesem Anblick wurden die Hirten traurig und sagten zueinander: „Diese reichen Männer lassen mit ihren kostbaren Geschenken unsere Gaben wertlos, ja verächtlich erscheinen; denn es sind ja einfache Feldblumen“. Das Christkind aber erriet ihre Gedanken, stieß mit dem Füßchen das Gold weg, nahm ein Maßliebchen, das zu seiner Seite lag, führte es an den Mund und küßte es. Von diesem Tage an bekamen die Maßliebchen, welche vorher ganz weiß waren, eine goldgelbe Scheibe in der Mitte, und die Spitzen der Strahlenblümchen wurden sanft rosenrot gefärbt.“

Dr. Maria Koch erzählt in der von ihr herausgegebenen Sonnenfibel folgende Geschichte vom Marienblümchen: „Das Jesuskind hatte sich müde gespielt. Es kam herein zu seiner Mutter. Die nähte gerade ein Sonntagsröckchen aus weißem Leinen für ihr Kind. „Ich möchte auch nähen“, sagte das Jesuskind. Da gab Maria ihm all die kleinen Lappchen, die übrig blieben.

Das Jesuskind schnitt mit der Schere lauter runde Fleckchen aus den Lappchen, nicht ganz so groß wie einen Groschen. Dann schnitt es kleine Zacken hinein, daß die Lappchen aussahen wie kleine Sterne.

„Gib mir bitte einen gelben Seidenfaden und eine Nadel!“ bat das Jesuskind. „Sternchen müssen goldene Herzchen haben.“ Und nun nähte das Jesuskind mit gelben Seidenfäden goldene Herzchen in die weißen Sternchen.

„Au“ — da hat es sich gestochen. Die Zäckchen wurden rot von Blut. Aber es weinte nicht, sondern sagte: „Sieh, Mutti, jetzt sind sie noch viel schöner!“

„Was machst du denn da?“ fragte Maria. „Blümchen“. „Wie heißen denn deine Blümchen?“ „Marienblümchen, weil du meine liebe Mutter bist!“

Nun streute das Jesuskind die Blümchen auf die grüne Wiese. Da bekamen sie Wurzeln und Stengel und Blätter und blühten lustig in der Sonne.“

Es konnte garnicht ausbleiben, daß der von der Legende erzählte himmlische Ursprung, der Marienblume beim Volke zu hohem Ansehen verhalf. In der Tat schenkt die heute zu Unrecht vergessene Heilpflanze durch ihren aus allen Teilen gewonnenen Preßsaft (Succus Bellidis perennis), der aber auch im Teeaufguß der Blätter und Blüten wirksam wird, ein linderndes, heilsames Mittel gegen Brustbeschwerden, die mit Husten und Heiserkeit verbunden sind. Der Preßsaft wird mit Honig, Malz- oder Kandiszucker versüßt. Zerquetschte Blätter auf Wunden gelegt kühlen und heilen. Ein uraltes Kräuterbuch sagt: „Das Maßlieb ist ein gut Leber-, Milz-, Brust-, Wund- und Gichtkräutlein, so immer seine Wirkung tut,“ ferner: „Die zerquetschten Blätter sind, auf hitzige Geschwüre gelegt, kühlend und heilend. Das Kraut in gutem Wein gesotten und den Abguß vor dem Schlafengehen getrunken, stillt den Krampf. Die Blätter geben selbst im Winter einen vortrefflichen Salat, der unsrem Feldsalat ähnlich ist; mit Sauerampfer, Spinat, Löwenzahn u. a. liefern sie ein gutes Gemüse.“

Nicht nur in der Legende wurde die Lieblingsblume der Kinder verherrlicht, sondern auch in schönen Dichtungen hat man sie gepriesen. Kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt hat eines der lieblichsten Gedichte geschaffen, die ihr gewidmet sind.

Marienblümchen

E. M. Arndt

Es blüht ein schönes Blümlein,
Das wächst auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Gar lieblich anzuschauen.
Bald bunt, bald rot und bald schneeweiß,
Ist es des Lenzes frühster Preis,
Des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es seh'n,
Die klatschen in die Hände
Und schmeicheln: „Gänseblümchen schön;
O Tausendschön!“ ohn' Ende.
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz —
Das süße Tausendschönchen.

Und siehet es ein zärtlich Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es sich von süßem Schmerz
Und süßer Lust gefangen.
„Maßliebchen! ruft es, „her zu mir!
Und lehre mich der Tugend Zier
In Freude rein bewahren!“

Und sieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen,
Und herzt es: „Schönstes Kind der Au,
Und kleinstes Himmelmühmchen!“
Und betet zu dem Sternenglanz:
„Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So still demütig stehen.“

So glüht das schöne Blümlein,
Das viele Namen trägt
Und in der Demut stillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümchen schön gemacht,
Nimm deine Blümlein all inacht,
Daß sie so lieblich blühen!

Vom eigenartigsten unserer einheimischen Wasservögel.

Der Haubentaucher

(Colymbus cristatus)

In den erschöpften Tagebauen der Braunkohlengruben sind auf der Hochfläche des Vorgebirges eine Reihe von Grubenseen entstanden. Wegen seiner landschaftlich schönen Umgebung ist insbesondere der „Große Berggeistweiher“ bekannt geworden, der an der Südwestecke des Brühler Stadtgebiets, unmittelbar an der Walberberger Gemarkung liegt. Wie an allen diesen einsamen Waldseen im wiederaufgeforsteten ehemaligen Grubengelände, so hat sich auch an ihm eine mannigfache Tierwelt angesiedelt. Unter den zahlreich

ADOLF KRAUSS

Kornbrennerei, Likörfabrik, Weingroßhandlung
Brühl, Pingsdorfer Straße 79

Vor dem Bier und nach dem Essen,
„Klüttemännchen“
nicht vergessen!

Ein Magenbitter besonderer Güte!



Verlange nicht ein Bier
Verlange

Clemens-August

PILS

FRIEDRICH GIESLER'SCHE BRAUEREI BRÜHL

dort anzutreffenden Wasservögeln ist besonders der vorsichtige Haubentaucher oder Haubensteißfuß bemerkenswert.

Der Haubentaucher ähnelt in seiner Größe und Gestalt unsrer Hausente. Die beiden Geschlechter unterscheiden sich kaum voneinander; doch ist das Weibchen etwas kleiner. Am hinteren Ende des Rumpfes sitzen die kurzen Beine mit den tief eingeschnittenen Schwimmhäuten an den Füßen. Dadurch steht der Körper immer ziemlich aufrecht. Von der sicheren Mitte des Gewässers her leuchtet das silberweiße Gefieder der unteren Körperseite des Haubentauchers wie eine weiße Weste. Seine Oberseite ist schwarzbraun, hat helle Federsäumung, Hals und Körperseiten sind schwarzbraun und dunkelrot gemischt, Schulterrand und Spiegel wieder weiß.

Hier auf der riesigen Wasserfläche des Großen Berggeistweihers, mit ihrem ausgedehnten Schilfgürtel, ist der Haubentaucher Brut- und Standvogel. Das ganze Jahr über kann man ihn dort beobachten und nur sehr strenge Winter zwingen ihn südwärts zu ziehen, um offene Gewässer zu finden. In Gesellschaften von etwa 50 Stück erreicht er dann vielleicht Süditalien und das Schwarze Meer. Doch schon milde Februartage erlebt das Haubentaucherpärchen wieder in seiner altvertrauten Bucht.

Mit dem herannahenden April beginnen die Haubentaucher ihre schönen und interessanten Liebespiele. Nach der Frühjahrsmauser ist ihnen mit dem Hochzeitskleid ein zweispitziger Schopf auf dem Kopf gewachsen und der Vorderhals hat nun einen prachtvollen Federkragen. Man muß bei ihrem Anblick an Hörner und Backenbart denken. Die eigenartige Zier hat dem Haubentaucher die Namen „Seeteufel“ und „Blitzvogel“ eingebracht. Bei den Balzspielen liegen sie sich zunächst mit vorgestrecktem Halse im Wasser gegenüber, dann fahren beide gleichzeitig in die Tiefe und bringen mit ihrem dolchartigen (am Grunde rötlichen, in der Mitte schwarzen und an der Spitze weißen) Schnabel ein Blatt vom Grunde an die Oberfläche. Mit gesträubtem Backenbart schwimmen sie nun aufeinander los, richten sich Brust an Brust steil empor, die langen Hälse zurückgebogen berühren sich ihre Schnäbel, aus denen noch immer bei jedem das Blatt herabhängt. Nur wenig weichen sie schließlich auseinander. Aber laut schallt ihr „Kor“ oder das kurze „Körr-körr“ über das Wasser, als Aufforderung zu einer Wiederholung des Spiels.

Ihre Hochzeit halten die Haubentaucher auf ihrem Nestfloß aus Wasserpflanzen. Es ist am Schilfrand verankert oder schwimmt kühn mitten auf dem See. Ende April bis Juni liegen drei gelblich- bis bläulich-weiße Eier in der flachen und feuchten Mulde und nehmen hier bald eine sumpfbraune Farbe an. Nach 25 Tagen fallen sie genau in dem zweitägigen Abstand aus, in dem sie auch gelegt wurden. Die ersten Lebenswochen verbringen die kleinen Haubentaucher auf dem Rücken und unter den Flügeln der Alten. Insektenlarven und kleine Fischchen bekommen sie mit der Spitze des Schnabels gereicht. Wenn die Alten nach Nahrung tauchen, gehen die Jungen zusammengepreßt unter den Flügeln ebenso mit auf die Reise, wie sie die kurzen und seltenen Flüge auf dem Rücken der Eltern mitmachen. Haubentaucher sind mehr dem Wasser als der Luft zugehörig. Das dicht anliegende, stark eingefettete Gefieder und ihr Körperbau macht sie zum Schwimmen und Tauchen sehr geschickt.

Mit sechs Wochen tauchen auch die Kleinen selbständig nach Nahrung. Bis zum Herbst bleibt die ganze Familie zusammen; denn vier bis fünf Monate benötigen beide Eltern für den vielseitigen Unterricht und die Aufzucht der Jungen.

Haubentaucher dürfen das ganze Jahr über erlegt werden. Auch das Nest darf zerstört werden. Aber dies darf alles nur durch den Jagdberechtigten geschehen! In einem unter Landschafts- oder Naturschutz stehenden Gebiet darf ihnen überhaupt nicht nachgestellt werden. Da sie nur kleine Fische, Insektenlarven, Wasserkäfer, Krebse, Frösche und Wasserpflanzenteile verzehren, kann ihre Anwesenheit nur auf regelrechten Fischbrutteilen unangenehm werden. Auf unsren Grubenseen ist das also nicht der Fall! Hartschuppige Fische, wie Plötze und Bleie mag der Haubentaucher übrigens nicht. Er ist sehr wählerisch in seiner Nahrung. Auch taucht er nur in den oberen Wasserschichten, bis zu sieben Meter tief. In der Gefangenschaft geht er bald ein, da ihm die lebende Nahrung fehlt. Während der Rokokozeit war er schon einmal von Ausrottung bedroht. Damals, im 18. Jahrh., bildete seine weißgefiederte Bauchhaut die große Mode bei Damenmuffen. Sein Fleisch ist ungenießbar. Infolgedessen kann heute die Jägerschaft auf den Abschluß dieses schönen und eigenartigen unter unsren Wasservögeln verzichten. Welcher Jäger und Naturfreund möchte auch durch die völlig überflüssige Vernichtung des Haubentauchers zur Verödung unsrer Seen beitragen?

Heimat- und Naturkunde

Je weiter und länger wir uns von der Heimat entfernen, umso kostbarer wird sie uns. Aber für alle kommt einmal der Tag, an dem wir wünschen, ein tieferes Wissen über sie zu haben. Heimatkunde ist eigentlich die wahre Grundlage jeder tieferen Bildung und Erziehung. Die Vorträge an den Versammlungsabenden des Brühler Heimatbundes helfen uns ein inniges Verhältnis zur Heimerde gewinnen, indem sie unser Wissen über die heimatliche Umwelt mehrren und vertiefen. Sie führen nicht nur in die heimatliche Gegenwart, sondern auch in ihre Vergangenheit und sorgen mit dafür, daß wir behalten, was wir als Erbe nicht vergessen sollen. Mit der Liebe zur Heimat aufs engste verbunden ist die Liebe zur und das Verständnis für ihre Natur. Allen Naturfreunden ist das Erleben in der Natur ein Herzensbedürfnis und ein Kraftquell in den Sorgen des Alltags. Der Naturschutz hat aber auch eine sehr reale Begründung, deren Nichtbeachtung schon schwersten volkswirtschaftlichen und anderen materiellen Schaden angerichtet hat. Hand in Hand mit der Ausbreitung der Kultursteppe geht die Versteppung der Seelen. Wer Gelegenheit hat, die rücksichtslosen Einstellungen, der nur auf materiellen Erwerb und flachen Genuß trachtenden Gesinnungen heutzutage kennen zu lernen, der weiß, daß die schlichte Liebe und Verehrung der Natur, der Gemütsreichtum der Vorfahren, in unserem Vaterlande schon ganz bedenklich dahingeschwunden ist.

Wem hat der Jugend Strebezeit
Als immer klarer Tag geleuchtet?
Nur immer vorwärts, frisch bereit,
Wenn auch im Schmerz das Aug' sich feuchtet!

Köln-Bonner Eisenbahnen A.G. Köln, Am Weidenbach 12 - 14
Ruf 51241/42

Benutzen Sie

für Fahrten innerhalb des Stadtgebietes Brühl unsere **Kraftomnibusse**
für Fahrten nach dem Vorgebirge, Bonn, Köln u. Wesseling unsere **elektrischen Bahnen**

65 JAHRE MÖBELHAUS GEBRÜDER ZINGSHEIM

EIGENE WERKSTÄTTEN

BRÜHL, UHLSTRASSE 21

VOLLE GARANTIE

Mittelalterlicher Heilspruch.

Heil sei dir, du heilig Kraut!
Hilf uns zum Gesunden.
Auf dem Ölberg wurdest du
Allererst gefunden.

Du bist gut für manches Weh,
Heilest manche Wunden;
Bei der Jungfrau heil'gem Strauß
Lasse uns gesunden!

Die Mundarten und die Hochsprache

Eine Frage: „Wie denken Sie über den Dialekt? Verdirbt Dialektsprechen den hochdeutschen Ausdruck?“

„Nein. Die Mundarten sind nicht, wie manche meinen, ein verderbtes Hochdeutsch oder gar ein ungehobelter, rüpelhaftes Sprechen, sie sind der Quell unsrer Hochsprache, ihr Ursprung. Sie reichen weit in die Vergangenheit, gehen auf das Westgermanische zurück, das sich in das Niederdeutsche und das Hochdeutsche geteilt hat, aus denen sich dann drei Gruppen: Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch herausbildeten.“

Ohne den ständigen Zustrom der Mundartaussprüche wäre der Wortschatz der deutschen Sprache weit geringer; dabei kann man gerade am Reichtum des Wortschatzes die Kultur eines Volkes messen.

Das Volk spricht in seiner Mundart, und auch der Mann der Wissenschaft, der sich sein Leben lang beruflich und außerberuflich fast nur der Hochsprache bedient, wird bei Ausbrüchen heftiger Erregung, in Augenblicken der Gefahr unbewußt Worte sprechen und Rufe ausstoßen, die von der heimischen Redeweise durchbebt sind. Die Mundart liegt unserm Herzen am nächsten.

Die Wörter unsrer Mundart bleiben uns stets anschaulicher und bildhafter als die Ausdrücke der Hochsprache.

Es bietet einen besonderen Reiz, den Mitteln nachzugehen, deren sich die landschaftlichen Redeweisen zur Wortbildung bedienen, sie sind ebenso reich wie eigenartig. Hier sollen einige genannt sein.

Da gibt es die merkwürdigen Sammelnamen auf „ach“ und „ich“, die wir im Oberdeutschen finden, wie „Geißach“ = eine Menge Geißen (Ziegen), „Kinderach“ = zahlreiche Kinder. So kennt auch das Vogtländische „Leutich“ und „Volkich“ = ein Haufen Leute, viel Volks. Dieses „ich“ der Mundart ist zur schriftsprachlichen Nachsilbe „icht“ geworden, wir haben es in „Dickicht, Tannicht usw.“

Eine seltsame Nachsilbe ist „enzen“ oder „inzen“. Sie blieb in der Schriftsprache nur noch im Zeitwort „faulenzen“ erhalten. In den Mundarten kommt ihr die Bedeutung zu: nach etwas riechen oder schmecken. So versteht man in Schlesien unter „bockinzen“ = nach Bock, unter „fischinzen“ = nach Fisch riechen. Ihr entspricht im Oberpfälzischen die Nachsilbe „einen“, z. B. „biereinen“ = nach Bier, „kirweinen“ = nach Kirchwein riechen. Das Alemannische hat dafür die Nachsilbe „eln“, so „schweißeln“ = nach Schweiß, „hundeln“ = nach Hund riechen. Eine abweichende Bedeutung „enzen“ kennt die altenburgische Mundart in „knechtenzen“ = sich

wie ein Knecht kleiden, ferner in „viehenzen“ und „sauenzen“ = wie Vieh, wie eine Sau behandeln.

Besonders beachtenswert ist eine Nachsilbe, die zur Bildung von Strauchnamen verwandt wird; so kennt Westfalen „Himerte“ = Himbeerstrauch, „Wolberte“ = Wald-Heidelbeere, „Brumerte“ = Brombeerstrauch. Diese Endung geht wohl auf das altsächsische „wurt“ = Kraut, Pflanze, Wurzel zurück.

Die Vorliebe der oberdeutschen Mundarten für die Vorsilben „ver“ und „der“, statt der neuhochdeutschen „zer“ und „der“, soll hier nur gestreift werden. Den schwäbischen „verkälten, verfrieren, verzählen (mecklenburgisch: vertellen) stehen die bayrischen derfrieren, derstechen, derschlagen usw. gegenüber.

Die unbekümmerte Art, mit der die Mundarten die Zusammensetzungsglieder eines Wortes vertauschen, verdient Beachtung. Mutwille wird in Westfalen (und am Rhein!) zu Wellmut (Willmut), Langweile steirisch zu Weillang, und das Ruhlaische verwandelt ein Rotkehlchen gar in ein Kehl-rötchen. In der Pfalz nennt man einen schlacksigen Menschen einen „Hannepampel“, der in Hessen „Pampelhannes“ heißt. Das Eichhörnchen, die Eichkatze, wird in Westfalen „Eit-hatte“ und in Mecklenburg „Katteiker“ genannt. Im Niederdeutschen steht „Kopheister“ neben „Heisterkop“ (erste Bedeutung Elsterkopf, dann Purzelbaum), und im Oberdeutschen hört man „kleinwunzig“ neben „wunzigklein“.

Einen besonderen Abschnitt nehmen die Ähnlichkeits- oder Analogiebildungen ein. Man denkt an Wortformen wie Wirsing und Schierling, wenn man aus Pfirsich „Persching“ und „Pfirsing“, aus Zwetsche „Quetsching“ und aus Handschuh „Hendsching“ bildet. Bei dem pfälzischen „Zellerich“ für Sellerie hat vermutlich die Wortform Wegerich Pate gestanden.

Ein altes Städtlein

Durch Bäume dringt ein leiser Ton
Die Fluten hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
Ein altes Städtlein hängt daran.

Mit Türmen, Linden, Burg und Tor,
Mit Rathaus, Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
Sieht man, den Römer in der Hand,
Und über ihm sehr stille steht
Das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! Nur auf der Klosterau
Keift fernhin eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebendran
Dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

Gottfried Keller

Harz- und Papierleime
für die
Papier-Industrie

Chemische Fabrik, Brühl

Gottfried Kentenich

BRÜHL BEZ. KÖLN

Kölnstraße 235-237

Ruf 2111

Farben und Lacke
für Industrie
Handel und Gewerbe

Sämtliche Drucksachen für Private, Vereine, Behörden, Handel und Industrie
in geschmackvoller und guter Ausführung

Eigenartig sind die Zwitterbildungen mit fremden Nachsilben. Die lateinischen Endungen „us“ und „ian“ geben Anlaß zu lustigen Spottwörtern wie „Dickus“ für einen Dicken und „Wichtikus“ für einen, der sich wichtig macht. In der Pfalz hört man „Schmutzian“ und „Dummerian“, und das Obersächsische kennt „Lidrian, Schmierian und Stänkrian“. Zu bemerken ist allerdings, daß diese Bildungen im Niederdeutschen auch auf Zusammensetzungen mit „Jan“ = Johann hinweisen. An deutsche Stammwörter werden auch slawische Wortausgänge angehängt, und so entstehen häufig Gebilde schnurriger Art wie „Buckelinsky (für einen Buckeligen), Bummelinsky, Quatschkowsky (Quatschkopf) und „Stinkewitz“.

Dies nur — ein kleiner Ausschnitt — über die Wortformungsmittel der Mundarten. Sie zeigen, wie die Mundart auch heute noch wie in längst versunkenen Zeiten ständig am Bilden und Gestalten ist. Der Quell sprudelt unermüdlich. Und die Hochsprache greift — will sie sich recht lebendig ausdrücken und ihre eignen matter gewordenen Wörter anschaulicher machen — in die Mundart und holt sich dort, was sie braucht. Dafür nur zwei junge Beispiele aus dem Niederdeutschen: die lautmalenden Zeitwörter „schrattern“ = häßlich lachen und „Schrachen“ = heiser reden. Sie mögen manchem noch ungewohnt vorkommen. Aber wie ist's mit Wörtern wie „Ebbe, Bord, Schildplatt (Schild der Padde = Kröte), „kentern, flott“, die auch einmal der niederdeutschen Mundart entnommen wurden? Jeder, der ihren Ursprung nicht kennt, betrachtet sie als Hochdeutsch, und dies sind sie ja auch durch den Gebrauch geworden.

Es ist also so: Die Mundarten verderben das Hochdeutsche nicht, doch dieses würde ohne ihren Zufluß starrer und ärmer werden.

Gerade die Befruchtung der Hochsprache durch die Mundarten zeigt, daß das Volk unsre Sprache macht — oder edler ausgedrückt: erschafft. Es ist auch heute noch wie zu den Zeiten des großen Sprachbildners Martin Luther, der wie kein anderer vor ihm die Wichtigkeit der Mundarten erkannt hat. Sein einsichtiges Wort wird stets Gültigkeit haben: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen. So verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“

Aus: Eduard Koelwel, Guter Deutscher Stil, Berlin, Axel Juncker Verlag.

Ons Kleen

Ons Kleen eß wie e Klöckche: Ons Kleen eß wie e Quellche
Dat singk on klingk on laach, Us ener Wunderwelt,
Dat jubiliert on beiert Wat lang versunke Märlche
Der ganzen Dag. Uns höösch verzällt.

Ons Kleen eß wie e Rihche, Ons Kleen eß wie e Sönnche:
Wat löstig springk on rennt Dat freut on wärmp ons Hätz
On noch von Wolf on Winter On schenk ons Trus on Fridde
On Sorg nix kennt. En Leed on Schmätz

Max Meurer.

Die zwei Bure em Radedal

Zwei Bure wore noh Kölle op de Maat gegange. Se wore net ganz nöchter komme on genge och net ganz nöchter wedde heem. On wie se su en ihrem Suff daran daachte, dat se von dä Kölsche ärg fies övver et Uhr gehauwe wöroode on ihr schön Eier on die schön Botter su got als wie fottgeworfe hätte, do fingen se övver de ganze Wäag an gruselig zu floche on de Stadt Kölle en Grund on Boddem eren zu verwünsche.

Wie se su vom Radebereg nahn Radedal gonn, däten se sich zweschen dem Floche zofällig ens noh Kölle ömsenn. Do sohen se, dat Kölle richtig en Grund on Boddem eren versonke wor; net en Turnspetz von all dä Kerche wor mih zosenn. Do kräge die Bure et Grusele övver et Liev, on se fingen an, de Rusekranz en dä Dudsangs eronder zu bedde, su flöck se et nur konnte. Noh zehn Minute sohen se sich em Gonn noch ens höösch öm. O Wonder, do kome von Kölle lantsam de Kerchtürn wedde us dem Grund on Boddem erus. Wat et hellig Zügg heelt, finge de Bure jetz op e neus an zo bedde, bis endlich de ganze Stadt met Kerche on Kapelle on Hüse wedde do wor.

Von dä Zick an han die zwei Bure zeläbdesdags net mih gefloch on noch net ens ne rädige Hungk en Grund on Boddem eren verwünsch.

Nach Ernst Weyden, Köln, um 1860.

An Blumen freut sich mein Gemüte
Und ihren Rätseln lausch ich gern,
Wie sie uns nah' durch Duft und Blüte,
Und durch ihr Schweigen doch so fern. —

N. Lenau.

Wo aber solche Blumen blühen,
Da müßt ihr betend niederknien
Und mit erhobenen Gedanken
Dem Schöpfer alles Schönen danken.

Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin!

Mitteilungen des Heimatbundes

Versammlungen in der Gaststätte Heinrich Knott, Brühl, Kölnstraße 56, jeden 2. Dienstag im Monat, abends 8.15 Uhr.

13. Januar 1953: Gewerbeoberlehrer Peter Zilliken, Brühl: „Palmerdorf, seine Höfe, sein Hofesgericht und seine Herrlichkeit.“
10. Februar 1953: Herr Franz Peter Kürten, Köln: „Heiterkeit des Herzens“. Der rheinische Volksdichter und Volkskundler erzählt aus seinen Werken.
10. März 1953: Rechtsanwalt Fritz Wündisch, Brühl: „Brühler Flurnamen“.
14. April 1953: Kunsthistoriker Dr. Hans Kisky, Brühl: „Zur Baugeschichte der Stadtpfarrkirche St. Margareta in Brühl.“



Sparen und gewinnen -
Noch heute beginnen!

bei der **Kreis Sparkasse**